Zwischen Mensa und Moritzbastei

GLOSSIERT
VON FLORIAN FRANZE

Digitaler Treibsand

Langer Tag wieder mal, auf dem Heimweg noch fix ins Kaufland und semi-schlechten Gewissens ganz knapp nicht die Bio-Bananen genommen. Na ja, nächstes Mal bestimmt! Wieder draußen, Blick aufs Telefon – „Nutzen Sie die Möglichkeit, Fotos von Kaufland hochzuladen!“ Hä? Warum weiß Google, wo ich gerade bin und was will irgendwer mit Kaufland-Fotos? Wenig dankend abgelehnt, weiter im Text. „Leicht erhöhtes Verkehrsaufkommen“, meldet Google als nächstes – Merci, wenn ich mit Auto oder Fahrrad unterwegs wäre, würde mich die Info vielleicht sogar interessieren.

Schwer zu sagen, wie viel Zeit Menschen täglich damit vergeuden, lästige Meldungen auf ihren Smartphones wegzuwischen. Oder die neue Europäische Datenschutzverordnung vielleicht doch eher später nicht zu lesen. Und dann sind da noch die unheimlichen Riesen: Google, Facebook, Amazon, Apple. Hätten wir nicht ohnehin schon längst jede Kontrolle über unseren Willen an diese Achse des Bösen verloren, müsste man sich noch direkt davor fürchten. Oder man weiß eben, wo sich die Standorterfassung von Google ausschalten lässt, teilt nur jedes dritte „Bierchen mit den Jungs“ (oder Mädels) bei und mit Facebook oder Instagram und wählt trotz „Fake News“ und illegaler Auswertung von Profildaten keinen orangefarbenen Neandertaler zum Präsidenten, auch wenn man seine süße Tolle noch so gerne tätscheln würde.

Am Ende des Tages haben diese vermeintlichen Giganten nur so viel Macht über uns, wie wir ihnen geben. Sich selbst als ohnmächtiges Opfer vermeintlich ungezügelter Digitalisierung zu verklären, hilft letztlich niemandem, außer vielleicht den Falschen. Anstatt sich im Online-Treibsand zu verlieren, kann man sich einen schönen Strand basteln und mit Caipi in der Hand wahlweise Menschen, Tiere, Institutionen, Lebensmittel oder fast vergessene Musikinstrumente retten. Oder man macht ein Selfie mit Caipirinha, druckt es aus und hängt es bei der nächsten Gelegenheit ans Schwarze Brett bei Kaufland. Nimm das, Google!

Florian Franze ist Master-Student der Journalistik im vierten Semester

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Crossmedia produziert. Chefredaktion: Dr. Johannes R. Gerstner, Andreas Lamm. Gesamtprojektleitung: Prof. Dr. Markus Beiler. Chef vom Dienst dieser Ausgabe: Marcel Jud. Schreiben Sie uns unter campus@uni-leipzig.de. Campus im Internet: www.lvz.de/campus

Sparkasse Leipzig

„Ä huere schöni Stadt“*

Der Schweizer Schauspieler Max Hubacher über sein Studium und Leben in Leipzig

Max, als du vor vier Jahren an die Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ gekommen bist, hattest du dir mit Filmen wie „Der Verdingbub“ bereits einen Namen als Schauspieler gemacht. Warum wolltest du dennoch an der HMT studieren?
Weil ich auf jeden Fall Theater spielen wollte und will! Ohne eine entsprechende Ausbildung ist es sehr schwierig, Bühnenrollen zu erhalten. Und bevor ich mich an verschiedenen Schauspielschulen in Deutschland und der Schweiz beworben habe, hatte ich einfach gemerkt, dass ich mich auf etwas ausruhe. Ich machte nur noch das, von dem ich dachte, es funktioniere: Ich wusste, diese Emotion spiele ich so, die andere so. Es war nichts Überraschendes an meinem Spiel, und das hat mich nicht befriedigt. Ich wollte mehr, neue Sachen ausprobieren. Und ja, als ich dann bei drei Schulen angenommen wurde, war für mich klar: Leipzig ist es.

Warum war das so klar?
Ich hatte sehr viel Positives über die Schule gehört und ich wollte definitiv nach Deutschland. Zum einen wegen der Sprache: Klar lernt man auch in Zürich oder Bern ein gutes Bühnendeutsch, aber ich wollte ein Alltags-Hochdeutsch sprechen können, das nicht so gestelzt wirkt und einfach normal, frisch und direkt klingt. Ein Deutsch, das mir bei Filmrollen helfen könnte. Zum anderen liebe ich zwar meine Heimatstadt Bern, aber für das Studium musste ich irgendwohin, wo ich komplett weg von allem Bekannten war – raus aus den sicheren Gewässern, um mich weiterzuentwickeln. Irgendwohin, wo ich nicht Gefahr laufe, in alte Muster zurückzufallen.

Was meinst du mit alten Mustern?
An der HMT habe ich zum Beispiel gelernt, mich mehr von innen wahrzunehmen, flexibler und sensibler zu sein. Ich wollte jetzt nicht irgendwie meine Persönlichkeit verändern. Aber ich denke: Wenn man als Schauspieler im Spiel reifen will, muss man auch in der Persönlichkeit reifen, neue Sachen wagen. Und ich glaube, das ist schwieriger an einem Ort, an dem man bereits sehr lange ist, als an einem Ort, an dem man vorher noch nie war. Also, während meiner ersten beiden Jahre in Leipzig habe ich nur Rollen gespielt, auf die ich überhaupt keine Lust hatte. Ich dachte so: Hä? Aber das liegt mir überhaupt nicht. Das hat nicht wirklich Spaß gemacht, aber ich habe dadurch wahnsinnig viel gelernt, konnte mein Spektrum enorm erweitern. Ich konnte mich nicht mehr länger auf meine Stärken verlassen, sondern musste bewusst in die eine oder andere Schwäche hineingehen. Nur dann kann was Neues entstehen, wenn man sich selbst überrascht – den Mut hat, sich selbst zu überraschen.

Es besteht ja das Vorurteil, dass sich Theaterleute oft in einer Art „Blase“ bewegen ...
Logisch, die Schauspielschule ist wahrscheinlich die krasseste Blase, die es gibt. Vor allem in den ersten zwei Jahren war das so bei uns. Dann sprichst du auch nur übers Theater, und alles dreht sich nur darum. Du bist da voll drin. Und ich glaube, das ist am Anfang auch gut so. Klar muss man sich dann nachher auch wieder davon lösen können. Aber wenn du hierherkommst, dann ist einfach alles nur geil: Wir 18 haben es geschafft, geil, geil! Und du hypst dich erstmal und bei allem, was dir gelehrt wird, denkst du: Oah, wir haben die Weisheit gepachtet. Aber irgendwann beginnst du mehr zu differenzieren, suchst dir aus dem Gelernten die Dinge raus, die du für dich mitnehmen willst. Dann kommst du auch wieder aus dieser Blase raus.

Max Hubacher, 25, von der Hochschule für Musik und Theater Leipzig. Nach vier Jahren Studium zieht er weiter – bleibt der Messestadt aber verbunden. Foto: Marcel Jud

Du sagst, ihr hättet euch vor allem in den ersten beiden Jahren in dieser Blase bewegt. Was war danach anders?
Die letzten beiden Jahre ist man nur noch selten an der Schule, denn die HMT hat dieses Studio-Prinzip, sprich: Du bist ab dem dritten Jahr vor allem am Leipziger Schauspielhaus, wirst in Produktionen eingebunden. Bei mir lief es noch ein bisschen anders, da ich im fünften und sechsten Semester vier Filme gedreht habe und dank einer speziellen Vereinbarung während dieser Zeit kaum an der Schule war. Aber seit letztem Herbst bin ich auch im Studio, und das ist großartig. Für mich ist das ein sehr gutes Ausbildungssystem. Zwei intensive Jahre an der Schule, wo es richtig zur Sache geht: zack, zack und hier an dem arbeiten und dann an dem, neue Gebiete erforschen und hier das verändern und tak und tak – sind die zwei Jahre rum, und du wirst Teil des Studios des Schauspielhauses. Unterricht an der Schule hat man dann nur noch einmal die Woche sowie ab und an Projekte, wie zurzeit die Masterarbeit. Und dieses Studio-Prinzip gibt es zwar auch an anderen Schauspielschulen, aber keine macht das in dem Ausmaß und so konsequent wie die HMT.

Mit dem Abschluss deiner Masterarbeit wird auch deine Zeit an der HMT vorbei sein. Wie geht es dann bei dir weiter?
Es hat sich spontan ergeben, dass ich mit einem guten Freund nach Berlin ziehe. Aber ich wirke noch bei einem Stück am Schauspiel Leipzig mit und bleibe hier als Gast. Daneben laufen auch neue Filmprojekte an, aber es ist noch nichts spruchreif. Und das ist genau das, was ich wollte: Theater spielen UND Filme drehen. Als festes Ensemblemitglied eines Theaters würde das nicht gehen. Das können sich wahrscheinlich nur so Schauspieler wie Samuel Finzi, Wolfram Koch oder Lars Eidinger erlauben – dann nehmen dich die Häuser so oder so, und du kannst viel Theater spielen und gleichzeitig viel drehen. Aber wenn du wie ich am Anfang stehst, geht das nicht.

Und ist es hart für dich, Leipzig wieder zu verlassen?
Ich glaube, es ist gut, weiterzuziehen – und von Berlin dauert es mit dem Zug nur ne gute Stunde bis nach Leipzig. Ich werde sicher oft hierher zurückkommen, denn ich liebe die Stadt. Hier geht so viel: Du hast super Bars wie die „Skala“ und Clubs wie das „So&So“, das „IfZ“ und, und, und ... Die Leute sind meistens wahnsinnig freundlich, in der Kunstszene geht extrem viel, und irgendwie haben alle Lust, neue Sachen zu machen. Oftmals ist alles ein bisschen improvisiert, aber es kommt immer etwas Neues zustande. Und Leipzig ist einfach ä huere schöni Stadt! Jedem, der das erste Mal hier ist, würde ich empfehlen: einfach losgehen, schauen, entspannen – und entdecken!

Interview: Marcel Jud

* „Eine extrem schöne Stadt“

Max Hubacher

Der Schauspieler wurde 1993 im schweizerischen Bern geboren. Sein Filmdebüt gab er mit 15 Jahren in der Rolle eines krebskranken Jungen in „Stationspiraten“. Der Durchbruch gelang ihm 2011 als „Verdingbub“ im gleichnamigen Film von Markus Imboden. Dafür erhielt er den Schweizer Filmpreis als bester Hauptdarsteller und war als „Shooting Star“ zur Berlinale 2012 eingeladen. Seit 2014 studiert er an der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“. Am Schauspiel Leipzig stand Hubacher unter anderem in „Little Shop of Flowers“ und „König Ubu/Ubus Prozess“ auf der Bühne. Mit einem Mitstudenten adaptierte er Herman Melvilles „Bartleby der Schreiber“ fürs Theater. Daneben ist er immer wieder auf der Kino-Leinwand zu sehen: zuletzt in der Hauptrolle des Kriegsverbrechers Willi Herold in Robert Schwentkes „Der Hauptmann“. Im Herbst wird der Schweizer Film „Mario“ von Marcel Gisler in den deutschen Kinos anlaufen. Darin spielt Hubacher einen Fußballer, der sich in seinen Mitspieler verliebt.

Die Leiden des jungen Musikers

Psychologische Beratung für Bühnenkünstler an der HMT

VON VERA WEBER

Die Bühne betreten, glänzen oder öffentlich scheitern. Und das immer wieder: Der psychische Druck während eines Musikstudiums ist groß, der Bedarf an psychologischer Unterstützung signifikant. Dennoch haben unverhältnismäßig wenige Studierende der Leipziger Hochschule für Musik und Theater (HMT) die Psychosoziale Beratung des Leipziger Studentenwerks in Anspruch genommen. „Um herauszufinden, woran das liegt und was Musiker brauchen, hat das Studentenwerk Kontakt zu uns aufgenommen“, erzählt Johannes Worms, Gesangsstudent an der HMT. Gemeinsam mit Katharina Merz, Studentin der Elementaren Musik- und Tanzpädagogik, ist er im Studierendenrat Beauftragter für Psychosoziales.

Foto: Anne Weinrich

Ulrike Seidel, Psychologin

Seit knapp einem Jahr gibt es nun eine Anlaufstelle für junge Bühnenkünstler: die Psychologin Ulrike Seidel ist in ihren Sprechzeiten speziell für die Belange der HMT-Studierenden da. „Einige suchen Unterstützung bei der Kommunikation mit dem Dozenten“, erzählt Seidel. Gerade das Musikstudium zeichnet sich durch Einzelunterricht aus, entsprechend wichtig ist die Lehrkraft. „Und es kommt vor, dass Lehrerpersönlichkeiten für einige Schüler zu dominant sind“, weiß Worms. Andere wiederum kommen mit Selbstwertproblemen zu den Beratungsterminen der Psychologin. Dabei ist es oft der strenge innere Kritiker, der Studierende belastet; der absolute Perfektion verlangt, der ihnen einflüstert, sie dürften keine Fehler machen. Entspannungstechniken zu lernen, welche den Umgang mit Fehlern und negativen Gedanken erleichtern – darum geht es also auch in ihren Beratungen.

Dabei fällt auf, dass die Belastungen meist eine lange Vorgeschichte haben: Musikalische Frühbildung mit drei, Blockflötenunterricht mit vier, spätestens mit sechs Jahren dann trifft der Jungmusiker die Entscheidung für ein Instrument, das vielleicht einmal seine berufliche Zukunft bedeutet. 13 bis 17 Jahre teure und intensive Ausbildung führen schließlich zu den Vorspielen an renommierten Kunsthochschulen – die HMT ist eine davon. Die Aufnahmeprüfung ist eine Tortur – drei Runden Probespiel vor einem Komitee. Manche sagen, dass die Leistung dabei sehr subjektiv und nicht unbedingt nachvollziehbar bewertet werde. „In meinem Jahrgang haben sich über 380 beworben, elf wurden genommen. Das ist hart“, sagt Worms, „und es wird nur härter.“

Künstlersein ist Lebensform

Einst Koryphäen an der Musikschule in der Heimat, sind die jungen Künstler hier unter vielen, die einst ebenfalls die Besten waren. Jetzt sind sie alle gut, müssen sich beweisen, durchsetzen, stetig entwickeln. Konkurrenz- und Leistungsdruck, Versagens- und Existenzängste entfalten in den schlimmsten Momenten ihre Wirkung: bei Aufführungen. Dann rast das Herz, der Atem wird flach, dann zittert die Hand und mit ihr der Geigenbogen. Aus Gründen wie diesen haben sich die Studierendenräte der HMT und Hochschule für Grafik- und Buchkunst bereits 2011 dafür eingesetzt, gemeinsam mit Ingolf Schauer, Dozent an der HMT, eine psychologische Beratungsstelle ins Leben zu rufen. Die Probleme der Studierenden seien zwar nicht unbedingt außergewöhnlich, erklärt der Psychologe und Musiker, hätten aber doch eine spezielle Tönung: „Künstlersein ist nicht nur ein Beruf, sondern eine Lebensform. Denn seit der Kindheit schon ist die Musik ein wesentlicher Teil des Ichs.“

Foto: Jan Schumann

Ingolf Schauer, HMT-Dozent

Daher sei es für Studierende oft schwierig, Kritik nicht persönlich zu nehmen. „Du bist falsch“, klingt es dann in den Ohren und nicht etwa „Das war noch nicht so gut“, so Schauer. Genauso wenig ließen sich Beruf und Privates trennen: Feierabende oder Feiertage gibt es nicht, Freizeit bedeutet Übezeit, dabei ist ständiges Üben nicht unbedingt gutes Üben. So müssten viele erst lernen, Zeit und Freiheit verantwortungsvoll und gesund zu nutzen.

Damit an der Hochschule überhaupt mehr über solche Themen gesprochen wird, machten sie fleißig Werbung für die Beratungsangebote von Schauer und Seidel, sagt Katharina Merz vom HMT-StuRa. Wie wichtig das sei, unterstreicht auch ihr Kollege Johannes Worms: „Oft kriegt man zu hören: Du steckst das doch weg. Aber – nein! Wir alle haben mit gewissen Dingen zu kämpfen und wir müssen begreifen, dass wir daran arbeiten können.“ Letztlich liegt es im Interesse aller, gesunde und stabile Künstler auszubilden und nicht nur fleißige Perfektionisten.

Medici-Flügel in der WG-Küche

Das Projekt „Tasten“ der Universität Leipzig bringt alte Musikinstrumente digital zum Klingen

VON NATALIE MONTAG

Josef Focht, Direktor des Museums für Musikinstrumente der Universität Leipzig, greift oft auf eine antike Sage zurück, um Besuchern zu erklären, warum historische Instrumente nicht einfach „repariert“ werden können. Im Hafen von Athen lag einst ein Schiff, welches mit dem Segen des Helden Theseus versehen war. Um den Segen zu bewahren, wechselten die Städter einmal im Jahr eine kaputte Planke aus. Nach 50 Jahren lag am Kai ein großer Haufen Planken und im Hafen ein völlig erneuertes Schiff. Nun fragten sich die Athener, ob dadurch nicht auch der Segen verloren gegangen sei.

Bei Musikinstrumenten sei es genauso, sagt Focht: „Erneuert man etwa alle defekten Saiten, ist irgendwann von den einst so kostbaren Objekten nichts mehr übrig und sie verlieren ihre Seele.“ Um die Klänge und Melodien der Instrumente zu bewahren, besteht seit Februar das Projekt „Tasten“. Dabei werden 36 historische Tasteninstrumente digitalisiert und längst verklungene Töne wieder hörbar gemacht.

Zu den bedeutendsten Stücken der museumseigenen Sammlung gehört der älteste Hammerflügel der Welt: Die Fürsten-Familie Medici holte 1690 den Instrumentenbauer Bartolomeo Cristofori an ihren Hof und beauftragte ihn mit der Erfindung eines neuartigen Musikinstruments. Das Ergebnis ist in New York, Rom – und Leipzig zu bewundern. Hier steht auch das älteste datierte Clavichord, eine Frühform des Klaviers. Diese Instrumente werden für Interessierte erlebbar gemacht, ohne sie dabei zu verändern.

„Auf Basis von Berechnungen und Vermessungen der Saiten können bisher nicht mehr spielbare Töne digital rekonstruiert werden“, erklärt „Tasten“-Projektleiterin Heike Fricke. Im Team arbeiten neben Informatikern, Musikwissenschaftlern und Restauratoren auch zehn Studierende mit. „Es ist ein angenehmes Arbeiten, weil sich alle wirklich reinknien“, so Fricke. Mit Herzblut dabei ist auch Dominik Ukolov. Der Musikwissenschaftsstudent im Master digitalisiert die Klänge einer 1931 hergestellten Kino-Orgel. Musik zum Film wurde damals in luxuriös ausgestatteten Kinos live gespielt.

Stolz führt Ukolov das Ergebnis seiner bisherigen Arbeit vor. Zuerst setzt er sich an die Orgel, spielt ein kurzes Musikstück und betätigt dann verschiedene Hebel, mit denen sich Geräusche imitieren lassen: Das Pfeifen einer Dampflok etwa oder das Prasseln eines Regenschauers. Danach wechselt Ukolov an seinen Laptop und spielt auf ihm noch einmal das Orgelstück von vorhin. Und tatsächlich: Die Töne, die aus dem Laptop kommen, klingen genauso wie jene der Orgel – ihr digitalisiertes Klangrepertoire macht das möglich. Der Student sagt: „Es ist echt toll, dass bald jeder zuhause die ganzen Facetten des Instruments selbst ausprobieren kann.“

Student Dominik Ukolov sitzt an der Kino-Orgel aus den 1930er-Jahren, deren Klänge er digitalisiert und damit jedem zugänglich macht. Foto: Natalie Montag

Neben der Klang-Digitalisierung der historischen Instrumente beinhaltet das Projekt noch einen anderen Teil: Die Mitarbeiter restaurieren und scannen 3200 Notenrollen für Selbstspielklaviere. Mancher kennt diese vielleicht aus Westernfilmen: Wie von Zauberhand bewegen sich die Tasten. Für die Mechanik dahinter werden bis zu 50 Meter lange Notenrollen eingehängt. Selbstspielklaviere führten Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer aufstrebenden Musikindustrie und bereicherten private Haushalte und den Schulunterricht.

Das fasziniert Richard Limbert, der beim Enträtseln der Notenrollen hilft. Der Musikwissenschaftsstudent im Master schwärmt: „Es kommt mir so vor, als würde ich durch ein Guckloch in die Wohnzimmer der Bürger im Kaiserreich schauen.“ So können die Zuhörer heute den Urstücken in der Interpretation lauschen, wie sie sich die jeweiligen Komponisten ursprünglich gedacht haben.

Wenn das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt „Tasten“ 2020 endet, werden alle 36 Instrumente des Museums einen eigenen Web-Auftritt haben und über eine Software zugänglich gemacht sein. Das heißt, jeder Nutzer kann sich die Musiknoten seines Lieblingsliedes herunterladen – und sie online über den Hammerflügel der Medici in seiner WG-Küche abspielen lassen.